

Laudatio anlässlich Renate Welsh's 65. Geburtstag

Von Karin Haller

Dezember 2002

„Dieda!“ Der Alte klang ungeduldig. Zwischen dem Haselstrauch und dem Holunderbusch konnte er sie nicht sehen. Sie hielt den Atem an. „Dieda!“ Jetzt schwellen die Adern an seinen Schläfen, wurden dunkelrot und dunkelblau, begannen sich zu bewegen wie Würmer. „Dieda!“ Eines Tages würden die Adern platzen und das Blut würde spritzen und er würde umfallen. Die Frauen drinnen im Haus würden weinen und klagen. Dieda aber würde ganz allein auf den Berg steigen und oben die Arme ausbreiten und lachen. Und ihr Lachen würde von allen Felsen zurückschallen.“

So beginnt *„Dieda oder Das fremde Kind“* – eine Welsh, unverkennbar. Wer kann sonst noch so schreiben? Wie sie mit akribischem Detailreichtum Wirklichkeit darstellt, Stimmungen und Gefühle nicht dadurch vermittelt, indem sie sie bezeichnet, sondern indem sie scheinbare Nebensächlichkeiten beschreibt – mich hat diese intensive, dichte Sprache immer schon fasziniert.

Am liebsten würde ich eigentlich die ganzen zwanzig Minuten, die mir heute zur Verfügung stehen, nur Welsh zitieren, aber abgesehen davon, dass das eine etwas merkwürdige Laudatio werden würde, scheue ich zugegebenermaßen den Vergleich mit dem vorlesenden Original.

Also nicht nur Leseproben, so sehr sie eigentlich für sich selbst sprechen würden, sondern meine ganz persönlichen 6 Gründe, Renate Welsh und ihre Bücher ganz besonders zu mögen.

Erster Grund: Ihr Sprachgefühl

Ihr sensibler und überlegter Umgang mit Sprache, das ist für mich das ganz Besondere und Unverwechselbare am Schreiben von Renate Welsh. Als Johanna – ja, die „Johanna“ - auf den ihr fremden Bauernhof kommt, heißt es nicht: „Sie fühlte sich einsam, verlassen, verraten“, oder „Die Stimmung im Zimmer war gedrückt.“ Nein. Renate Welsh hält wie in einer photographischen Momentaufnahme fest, und jetzt kommt doch wieder eine Lesestelle:

„Der Bauer schnitt Brot und Selchfleisch, trank seinen Most und aß schweigend. Dann ging er. Die Bäuerin schlug Knödelteig ab. Eine Uhr tickte. Eine Fliege stieß gegen die Fensterscheibe, surrte durch die Küche, bis die Bäuerin ein Tuch nahm und sie erschlug. In der Nähe schlug eine Glocke an, hoch und schnell. Die Bäuerin warf die Knödel ins aufzischende Wasser: „Bist du noch immer nicht fertig? Hol eine Kanne Wasser!“

Ein unwillkürlich an filmische Szenenbilder erinnernder Stil, da entsteht durch Sprachbilder eine so dichte Atmosphäre, es wundert nicht, wenn man erfährt, dass Renate Welsh ihre Texte nicht einfach in die Schreibmaschine bzw. in den Computer klopft, sondern umschreibt und wieder umschreibt und dann noch einmal umschreibt und dann noch einmal.

Sie sucht, bis sie die richtigen Worte findet, diejenigen, die für sie am besten zum Gefühl passen, das dahinter steht. Denn beides gehört zusammen: *„Eine der ganz wenigen Überzeugungen, die ich festhalten möchte, ist die, dass jeder Gedanke einmal ein Gefühl war, aus einem Gefühl – vielleicht genauer: aus einer im Gefühl verwurzelten Ahnung – erwachsen ist“*, sagt sie. Und so spürt sie diesen Verbindungen nach, und heraus kommt eine erzählerische Intensität, der man sich nicht entziehen kann.

„Das Verständnis des Phänomens Sprache ist entscheidend für das Verständnis der Wirklichkeit“, meint ein Vertreter des Vereins der Sprachkritiker. Renate Welsh hat beides offensichtlich ziemlich gut verstanden.

Und es ist natürlich kein Zufall, dass sie selbst in ihren theoretischen Beiträgen und Interviews immer wieder über Sprache reflektiert. *„Sprachlosigkeit ist eines der schlimmsten Gefängnisse, die’s überhaupt gibt“*, dieses aus dem Jahr 1991 stammende Zitat scheint paradigmatisch zu sein. In ihrer 1995 gehaltenen Innsbrucker Poetik Vorlesung *„Geschichten hinter den Geschichten“*, die für mich einen Schlüsseltext zum Verständnis ihres Arbeitens darstellt, schreibt sie:

„Ich glaube nach wie vor an die Aufgabe und Herausforderung, Wirklichkeit und Möglichkeit mir den Mitteln der Sprache zu gestalten. Ich glaube nach wie vor, dass Sprachwelten die reale Welt mit- und umgestalten können, auch wenn ihre Wirkungen viel weniger direkt sind, als ich früher gedacht hatte, viel verschlungener, oft wie ein Fluß, der unterirdisch in zahllosen Rinnsalen versickert. Das Wasser sammelt sich doch und tritt irgendwann und irgendwo zu Tage.“

Wir wären bei meinem

Zweiten Grund: Ihr Engagement

Renate Welsh hat einen Motor, der ihr Schreiben antreibt: eben der oben zitierte Wunsch, die Welt mit- und umzugestalten. Mit ihren Büchern will sie denen eine Sprache geben, die noch nicht für sich selber reden können. Mit ihren Schreibwerkstätten hilft sie dabei, sich in seiner eigenen Sprache mitzuteilen. Und immer geht es ums Auflösen dieser Sprachlosigkeit.

Denjenigen eine Sprache geben, die nicht für sich selber reden können – ihr Werk, das vom Engagement für die sozial Schwächeren getragen ist, dreht sich immer wieder um Außenseiter: um klassische soziale Randgruppen wie Gastarbeiter, Drogensüchtige, behinderte Menschen oder eine unehelich geborene Magd in der Zwischenkriegszeit oder Widerstandskämpfer oder eine allen nur erdenklichen Vorurteilen ausgesetzte Frau wie Constanze Mozart oder schlicht und ergreifend Jugendliche auf der Suche nach ihrer Identität. Den Mittelpunkt vieler Bücher bilden junge Menschen in Krisen- und Konfliktsituationen, in denen sie sich mit ihrer Umwelt auseinandersetzen, sich gegen sie behaupten müssen. Die Titel sind unmissverständlich: „*Wie in fremden Schuhen*“, „*Hoffnung mit Hindernissen*“, „*Schneckenhäuser*“, „*Zwischenwände*“. Hier wie dort geht es um den hilflosen Rückzug vor einer vermeintlich oder real verständnislosen Umgebung in die eigene streng gehütete Innenwelt. Ein Motiv, dem wir bei Renate Welsh immer wieder begegnen. In Reinkultur in der bereits eingangs zitierten „*Dieda*“.

Renate Welsh ist, wenn es ums zwischenmenschliche Zusammenleben, um den Umgang miteinander geht, vieles nicht egal. Sie schreibt aus einem stark empfundenen Verantwortungsgefühl heraus, ein Gefühl, das sie kennt, seit sie ein kleines Kind ist. Man hat den Eindruck, sie schreibt, weil sie gar keine andere Wahl hat.

Legende ist mittlerweile, dass in ihren Anfängen Erzählen und Schreiben eine Art Überlebenstaktik war. „In den Anfängen“ bezeichnet nicht die Jahre um ihr erstes publiziertes Buch „*Der Enkel des Löwenjägers*“ 1969, sondern so ungefähr das Jahr 1942/ 43, als die Schulanfängerin, klein und rothaarig, „ein gefundenes Fressen für die anderen Kinder war“, wie sie es selbst ausdrückt. Das änderte sich erst, als der Größte und Stärkste in der Klasse ihr seinen Schutz anbot – falls sie als Gegenleistung seine Hausaufgaben machte und ihm auf dem Heimweg Abenteuer Geschichten erzählte. Schreiben, um die Interessen einer Außenseiterin durchzusetzen.....

Wenn ich von Renate Welsh's Verantwortungsgefühl gesprochen habe, dann bezieht sich das selbstverständlich nicht nur auf die Themen, also auf das „was“, ganz im Gegenteil. Weitaus wichtiger ist ihr das „wie“.

Dritter Grund: Ihre Bereitschaft, sich einzulassen

Renate Welsh ist für mich das genaue Gegenteil von Oberflächlichkeit. Wenn sie sich mit etwas auseinandersetzt, dann gründlich und bis zum Äußersten. Auf Gefühle, auf Geschichten, auch wenn's manchmal wehtut. Schutzmechanismen gibt es nicht viele: *„Ich kann inzwischen sogar leben mit meiner Hautlosigkeit, ich nehme sie an als den Preis, den ich zu zahlen habe für das, was ich zum Schreiben brauche, und ich weiß, dass Zechprellerei nicht gilt, nicht in diesem Zusammenhang“*, schreibt sie in den *„Geschichten hinter den Geschichten“*.

Wie sehr sie sich einzulassen vermag, auch und gerade auf sich selbst und die eigene Vergangenheit, hat sie mit ihrer „Dieda“ auf beeindruckende Weise unter Beweis gestellt.

„Ich probiere Geschichten an wie Kleider“, lässt Max Frisch seinen Gantenbein sagen. Geschichten sind wie Kleider – manche passen, manche nicht. Die „Dieda“ passt bis ins Detail. Erinnern Sie sich an den Anfang, den ich vorgelesen habe?

Dieser eindrucksvolle Beginn sammelt bereits die Fäden des Stoffes, aus dem die Geschichte gewoben ist: Die unerträgliche Einsamkeit eines sechsjährigen Mädchens, das auf der Flucht vor den Bomben in Wien mit ihrer Stiefmutter, „der Frau“, deren autoritär-grausamen Vater, einem Nazi, und deren Familie in Aussee lebt.

Das verzweifelte Bemühen, sich zu verbergen, ihre Gefühle, ihr ganzes Ich. Bis hin zur völligen Distanzierung von sich selbst: „Dieda“ besteht selbst darauf, so gerufen zu werden. Auf ihren Namen reagiert sie nicht. *„Verstecken war kein Spiel“* (S.7).

Der qualvolle Trotz, sich gegen die Gewalt und die Ungerechtigkeit des Alten, die Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit ihrer Umwelt, mit Hass und Rache zu wehren.

Der Kreislauf aus körperlichen und seelischen Schmerzen, der sie immer härter und unbeugsamer macht: *„Aber ich habe nicht nachgegeben, ich habe nicht nachgegeben, ich habe nicht nachgegeben.“* (S. 22). Alles – nur keine Schwäche zeigen. Und dabei immer verletzlicher werden.

Sie zerfleischt sich in Selbstanklagen, gibt sich die Schuld am frühen Tod ihrer Mutter, die an einem Gehirntumor starb: *„Sie war nicht leise genug gewesen und das Ding in Mamas Kopf war geplatzt. (...) Sie war ein böses Kind, und das alles war ihre Strafe, der Alte, die Frau.“* (S. 23).

Die Heimatlosigkeit eines weit über sein reales Alter hinaus gereiften Kindes, das in der unverständlichen Welt des Krieges nach Erklärungen sucht: *„Ein solches Durcheinander wie in ihrem Kopf gab es bestimmt nirgends auf der Welt. Kein Wunder, dass er oft wehtat.“* (S. 78).

„Dieda“ hüllt sich in ihr Unglück ein wie in einen schützenden Mantel, die kleinen Zeichen der Zuwendung der Stiefmutter kann sie weder erkennen noch annehmen, die Freundschaft zu ihren Cousins oder ihrer Mitschülerin Gretel kann sie nicht aus ihrer Fremdheit befreien. Dass sie „Ursel“ heißt, gibt sie erst ganz am Ende des Buches ihrer neugeborenen Halbschwester preis - berechnete Hoffnung auf einen Neuanfang: auf den Wiederaufbau ihrer Beziehung zum Vater, eine Annäherung zur Stiefmutter, auf die Tragfähigkeit der verständnisvollen Liebe ihrer Großeltern.

Geschichten wie Kleider. Das Kleid, das Dieda tragen muss, gehört nicht ihr. Es ist ihr zu groß, sie fühlt sich fremd in ihrer Haut, sie ist „das fremde Kind“. Alles macht sie zur Außenseiterin, ihre Intelligenz, ihre Phantasie, ihre selbst gewählte innere Emigration, ihre Rothaarigkeit – eine „böse Hexe“, die andere irritiert. Der Stoff, aus dem „Dieda“ gemacht ist, ist dunkel, schwarz-grau, durchsetzt von dunkelroten Wut- und Schmerzzlinien, er fühlt sich schwer an und rau, und er ist sehr dicht gewebt: Mit großer Sensibilität setzt Renate Welsh aus Details die Wirklichkeit dieser Geschichte zusammen.

Der Hintergrund zeigt das Ende des Zweiten Weltkriegs, den Einmarsch der Engländer, die Rückkehr ins zerbombte Wien zum völlig überforderten Vater, einem Arzt. Die Einbettung des individuellen Schicksals in die authentische Zeitgeschichte, das Thematisieren politischer Verhältnisse und Entwicklungen, geschieht bruchlos.

Und was dieses Buch wirklich unvergesslich macht, ist die Intensität seiner Sprache und Sprachbilder, siehe Grund 1: *„Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt“*, schreibt Ludwig Wittgenstein. Die Welt von Renate Welsh ist sehr groß.

Sie lässt sich aber nicht nur auf sich selbst ein, sondern genauso intensiv auch auf andere, sie geht mit offenen Augen und Ohren durch die Welt, widmet allem und jedem eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Immer bemüht, wirklich zu verstehen: *„Ich halte sehr viel von sehr genauem Hinsehen und Hinhören, wenn es wirklich genau ist, geht es weit über das Stadium des Sezierens und Analysierens hinaus und ahnt ein Ganzes“*, schreibt sie. Und weiter: *„Dem Zuhörenkönnen verdanke ich den Großteil meiner Bücher“*.

Sie gibt sich – im besten Sinn des Wortes – her und hin. Mein

Vierter Grund, Renate Welsh zu mögen: Ihre Hingabe und Kompromisslosigkeit

Dieses „Sich-Einlassen“ ist für Renate Welsh eines ohne „Wenn und Aber“. Die Akribie der Recherche, die viele ihrer Bücher auszeichnet, braucht einen ziemlich langen Atem. Den hatte sie von Anfang an. Schon 1975 fuhr sie fünf Wochen lang in das Wiener Jugendgericht, führte Protokoll bei 14 Prozessen, sprach mit Richtern, Anwälten, Eltern, Angeklagten. Das Ergebnis war „Der Staatsanwalt klagt an“, in dessen Mittelpunkt nicht so sehr die jeweiligen Straftaten an sich stehen, als vielmehr deren Begleitumstände und der Prozessverlauf aus der Sicht der Jugendlichen. Für „In die Waagschale geworfen“ hat sie sehr viele Dokumente, Protokolle, Briefe gesichtet, Gespräche mit Überlebenden bzw deren Angehörigen geführt, um acht authentische Berichte des Widerstandes im Dritten Reich zu geben.

Was sie alles für die „Constanze Mozart“ recherchiert hat, wie sie sich für das „Lufthaus“, um die Geschichte ihrer Vorfahrin Pauline zu erzählen, durch einen großen Karton voll mit alten Briefen, Lebenserinnerungen und Zettelchen gearbeitet, sich in die Zeit von 1848 eingelebt hat, das fällt nicht gerade unter den Begriff „spontanes Schreiben“. Das ist Knochenarbeit – um die sie selbst nicht viel Aufhebens macht.

„Ich brauchte lange, um die Kurrentschrift mit den elaborierten Versalien halbwegs geläufig lesen zu können“, meint sie nur angesichts eines Unterfangens, auf das so manch anderer – mit Verlaub – gepfiffen hätte.

Renate Welsh ist in ihrem Arbeiten das, was ich eine „Beißerin“ nennen würde. Und manchmal braucht es auch körperlichen Einsatz.

„Um zum Beispiel „Johannas“ Geschichte so zu erfahren, dass ich sie wiedergeben konnte, musste ich zuerst von meiner Nachbarin im Dorf, die im Buch Johanna heißt, eine Menge handfester Dinge lernen, vom Umstechen bis zum Strudel ausziehen“.

Sie will alles genau wissen, sie gibt sich nicht schnell zufrieden. Schon gar nicht mit erzählerischen Kochrezepten oder Patentlösungen. *„Ich kann dir keine Antworten geben, aber steh zu deinen Fragen“* hat sie mir einmal in einem Interview gesagt, als ich sie gefragt habe, was sie den jungen LeserInnen und Lesern mit ihren Büchern mitgeben möchte.

Mein fünfter Grund: Ihre Bandbreite und Vielfältigkeit

„Dieda oder das fremde Kind“, heißt ihr bislang letztes Buch. „Ülkü, das fremde Mädchen“, hieß ihr zweites. Über drei Jahrzehnte liegen zwischen dem einen und dem anderen. Und sie könnten – auch wenn es kein Zufall ist, dass in beiden Titeln dasselbe Attribut vorkommt, der Begriff der Fremdheit bzw des Sich Fremd – Fühlens ist in Renate Welshs Schreiben ein ganz zentraler - verschiedener nicht sein. Auf der einen Seite die Ülkü, in der sich empirische Recherche in Form von Zeitungsausschnitten, Interviews, Briefen und Berichten mit einer tagebuchartigen Erzählung mischt. Auf der anderen Seite die „Dieda“, in authentischer radikaler Innenperspektive erzählt, intensiv bis zur Schmerzgrenze.

Zwischen diesen Büchern liegen die Standards österreichischer Jugendliteratur. Über 70 Bücher mit einer von mir hier nicht wiederzugebenden Themenbreite hat Renate Welsh geschrieben, von ihrer Mitarbeit an zahlreichen Gemeinschaftsarbeiten gar nicht zu reden, eine wirklich nicht mehr überschaubare Anzahl von Lesungen und Schreibwerkstätten auf der ganzen Welt hat sie gehalten.

„Ich würde sagen, ich bin pathologisch fleißig“, sagte sie einmal in einem Interview. Daran ist wohl nicht zu zweifeln.

Und sie erfindet sich in ihren Texten immer wieder neu, keine Rede davon, dass sie immer wieder dasselbe schreibt oder ein Thema in verschiedenen Variationen abhandelt, keine Fortsetzungen, keine Reihenproduktionen, kein Sich-Ausruhen auf bewährten Konzepten.

Auch das macht sie so besonders. Dass sie das „Vamperl“ schreiben kann und das „Lufthaus“, einen Bildband wie den „Stefan“ und „Das Haus in den Bäumen“, dass sie kurze Texte macht und lange, Prosa und Hörspiele, dass sie schreibt und übersetzt und Schreibwerkstätten leitet und auch in der theoretischen Auseinandersetzung mit der Materie kluge Dinge zu sagen hat.

Und bei alledem einfach ziemlich gut ist. Das ist auch schon mein letzter, sehr persönlicher Grund: Sie gehört zu denen, die mir in Zeiten, in denen ich an der österreichischen Kinder- und Jugendliteratur zu zweifeln beginne, meinen Glauben wieder gibt. Wenn ich die „Dieda“ auf meinem Regal stehen sehe und mir bewusst werde: Solche Bücher gibt es auch noch bei uns. Und dafür bin ich ihr dankbar.

Heute abend sind wir zusammengekommen, um mit Renate Welsh zu feiern. Ausnahmsweise nicht, weil sie einen Preis bekommen hat – sie hat wirklich schon eine ganze Menge Preise bekommen – , sondern diesmal für etwas, das ohne ihr Zutun geschehen ist bzw. in zehn Tagen geschehen wird: sie wird 65 Jahre alt. Heinz Steuer hat seine Geburtstagsreden immer mit den Worten beschlossen: „Ad multos annos!“ Und ich finde, besser kann man es eigentlich nicht sagen.